Morgen-Ausgabe
No. 217 — 61. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Zweites Beiblatt
Sonntag, 11. Mai 1913

Ein Pfingstmorgen auf Burg Nassau.

Zweimal im Jahre erreicht das liebliche Tal der Lahn besondere Höhepunkte landschaftlicher Schönheit. Das erstemal ist es, wenn zur Lenzeszeit das Blühen durch die Lande geht, das zweitemal, wenn der Herbst aus dem Blühen ein Glühen gestaltet hat.

Wundervoll ist der ganze Lauf der schönen Lahn; ein leuchtender Edelstein in der schimmernden Perlenkette seiner uralten Städte und lachenden Dörfer ist das Städtchen Nassau mit seinem Burgberg, wenige Meilen von der Mündung der Lahn in den grünen Rhein oberhalb des weltbekannten Badeortes Ems gelegen. Der Name Nassau klingt wiederholt rühmlich in der deutschen Geschichte wieder. Das Geschlecht der Grafen von Nassau hat dem Deutschen Reiche einen Kaiser gegeben, und noch sitzen einige Sprossen des alten Geschlechtes auf den Thronen benachbarter Staaten. Wilhelmine, die rundliche Königin im Lande der Mynheers, und Adelheid, die jugendliche Großherzogin von Luxemburg, beide können die auf dem Nassauer Burgberg liegende Burgruine als „Gemeinschaftliche Stammburg" ihrer Familien bezeichnen.

Früher als bei uns in der Mark setzt im Lahntal der Frühling ein. Schon Anfang April fängt dort unten das Blühen an und will nicht enden. Die Pfirsiche und Mandelbäume beginnen, dann folgen Kirschen, Birnen, Aepfel. Sind die Obstbäume mit ihrem lachenden Flor zu Ende, dann stecken die Roßkastanien weiße und rote Kerzen auf. Die Glyzinen lassen ihre wundersam duftenden, blauen und weißen Blütentrauben von den Häuserfronten herabhängen. Akazien und Goldregen wollen nicht fehlen. Um Pfingsten aber versendet der Flieder seinen berauschenden Duft. In den schattigen Bergwäldern springen unter dem lichtgrünen Buchenlaub die duftenden Blättersterne des Waldmeisters und die Glockenstiele der Maiglöckchen hervor. Sie läuten Pfingsten, das liebliche Fest, ein.

Dann muß man in aller Morgenfrühe zum Nassauer Burgberg wandern. Viele Male habe ich also getan, wenn ich im benachbarten Ems den Berliner Staub aus Hals und Lunge gespült habe. Eine gute Stunde, auch wohl anderthalbe, geht es immer am Ufer der fröhlich plätschernden Lahn dahin, vorbei an Dausenau, der alten Pfalz Karls des Großen, deren Grundmauern zum Teil noch vorhanden sind. Zwei mächtige, fünfkantige Tortürme bewachen die Eingänge des Ortes. Der östliche ist ein wenig bekannter Nebenbuhler des schiefen Turmes von Pisa. In den Berliner Kunsthandlungen sieht man häufig einen Stahlstich: Dausenau an der Lahn. Er stellt die ehemalige Fähre zu dem aus dem mehr oder minder berühmten Studentenliede bekannten „Wirtshaus an der Lahn" dar. Heute hat eine eiserne Brücke die Fähre ersetzt.

Nach einer weiteren halben Stunde hebt sich hinter einer Wegkrümmung die Stadt Nassau aus einer kreisrunden Talweitung hervor. Den Mittelpunkt der blühenden Ebene bildet der mächtige Kegel des Burgberges. Zwei Burgen trägt der Berg, auf dem Gipfel die Burg Nassau und am Westhang die Burg Stein. Die letzte ist eine heilige Stätte für den Freund wahrer Volksfreiheit; denn das Geschlecht der Reichsfreiherrn vom und zum Stein ist aus Burg Stein hervorgegangen. Der letzte dieses Rittergeschlechtes ist es gewesen, der die Grundmauern zum stolzen Winderaufbau des preußischen Staates nach schmählichem Sturze gelegt hat. Die Mauern seines Ahnenschlosses liegen zum großen Teil in Trümmern; aber sein Werk wird bleiben dauernder denn Erz und Stein.

Langsam wandle ich die sanft ansteigenden Wege des Burgberges hinan. Tiefer Morgenfrieden ruht auf Blüte und Blatt. Nur die Sänger des Waldes lassen ihre Weisen ertönen. Ein überirdisches Licht bricht durch das junge Grün der Buchen, Birken und Eichen. Aus dem satten, feuchten Humus streckt der gefleckte Aronsstab seine dunkelfleckigen Blätter und großen weißen trompetenförmigen Blüten heraus. Schier tropisch ist das wirre Durcheinander der unzähligen Arten.

An einer Wegbiegung steht plötzlich ein gotisches Tempelchen aus rotem Sandstein vor uns. Es überwölbt das Marmorbild des Freiherrn vom Stein, des genialen Schöpfers der Städteordnung. Seine rechte, erhobene Hand trägt eine Urkundenrolle; energisch streckt sich die linke abwärts, als fordere der unbeugsame Mann von seinem hin und her schwankenden König eine endliche Entscheidung. Im Jahre 1871 hat der Berliner Bildhauer Pfuhl das schöne Werk vollendet. „Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein", diese Worte Ernst Moritz Arndts zieren eine Seite des Unterbaues.

Sinnend schreite ich weiter zur Burg seiner Ahnen. Erst kürzlich ist wieder eine Mauer eingestürzt; eine andere muß niedergelegt werden. Immerhin ist noch genügend vorhanden, um eine Anschauung von der Gestalt und Größe der Burg zu geben. Dabei war Burg Stein nur eine Vorburg zur Burg Nassau; denn die Freiherren vom Stein waren Lehnsleute der Nassauer Grafen, bis sie endlich die Reichsfreiheit erlangten.

Nach ungefähr zehn Minuten weiteren Steigens stehe ich am Eingangstor der Nassauer Burg. „Es schauen vom Wappenschilde die Löwen so traulich mich an", die Worte Chamissos gehen mir durch den Sinn, während ich den Burghof durchschreite. Der Zahn der Zeit hat hier gründliche Arbeit getan; nur die Umfassungsmauern der Burg stehen noch. Aus den weiten Fensterbögen genießt man einen herrlichen Blick auf die Stadt Nassau mit den in der Nachbarschaft liegenden Oertchen Berg-Nassau, Rheuern und Dienetal. Hinter Burg Nassau schlängelt sich der Nassauer Mühlbach durch ein Tal von wildester Gebirgsromantik zur Bahn hinab.

Noch prächtiger wird der Blick vom mächtigen vierkantigen Burgturm. Ein einziger Raum des felsenfesten Gemäuers ist zum Kneipzimmer hergerichtet. Das ist auch recht reichlich genug. Während ich aus allen Scharten des Turmplateaus in die blühende Pfingstwelt hinausschaue, muß ich unwillkürlich des rastlosen Burgenwiederherstellers gedenken, dessen Tätigkeit den Wanderer im Osten wie im Westen des Vaterlandes grüßt. Ein Stoßgebetlein entringt sich beim Anblick der lachenden Bergwaldherrlichkeit der bangen Seele:

Bleib, Ebhardt, fern! Ich bitt' dich sehr,
Schon diese Burg, stell' andre her!

Nach Westen schweift mein Blick über die im Maienzauber prangenden Höhen. Noch heute heißt der Wald Steinischer Wald. Eingebettet in diesen Wald liegt da drüben ein stilles Dörflein, Früchtgeheißen. Auf seinem Friedhof ruht der edle Erneuerer Preußens im Familienbegräbnis an der Seite seiner Gattin. Voll stiller Andacht stand ich oft an jener Stätte. Ich wende den Blick zur Stadt. Ein ansehnliches Schloß hebt sich aus dem Grün eines Parkes heraus. Es ist das Stadtschloß der Herren vom Stein, in das sie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von ihrem Berghaus herniederstiegen. Hier erblickte der letzte und größte des Geschlechts das Licht der Welt. Hier hat er über jene großen Taten der Volkserziehung durch Freiheit gesonnen, ehe er ans Werk ging, und als die Engherzigkeit seines Königs ihn zu unwillkommener Muße zwang. Gestorben ist er jedoch nicht im Schloß zu Nassau, sondern auf seinem Gute Kappenberg in Westfalen, wo er in späteren Jahren wegen häufiger Streitigkeiten mit der nassauischen Regierung lebte. Man konnte ihm seinen Uebergang zu Preußen nicht verzeihen.

Während dieser Gedanken bin ich wieder zum Burghof herniedergestiegen. Zwischen dem Gemäuer hat ein Gastwirt ein einfaches Holzhäuschen aufgerichtet. Er hat die Wege am Berge in Ordnung zu halten und zahlt deswegen keine Miete. Ich kenne den freundlichen Mann schon lange; er hat nämlich einen wunderbaren „Nassauer Roten" im Felsenkeller, und der hat es mir auch angetan. Immer mehr bedecken sich nämlich auch die gut gelegenen Hänge des Lahntales mit Reben, und ihr Saft gibt einen feurigen Tropfen.

Ich setze mich an eines der großen Bogenfenster und hebe mein Glas gegen die Sonne; purpurn glüht der Wein auf; lieblich geht er ein. Unten im Tale schreit ein Zug auf; es ist der 11-Uhr-D-Zug nach Berlin. Tücher wehen aus den Wagenfenstern empor, Tücher wehen hinab. Grüßt mir mein Berlin, bald kehr' ich auch zurück; vorläufig ist es aber noch zu schön im Nassauer Lande, als daß man es verlassen könnte!

R. Ilnitzky.

Pfingstrosen.

[Nachdruck verboten.]

Ehe die Königin der Blumen, die Rose, im Juni, der darum der Rosenmonat heißt, ihre Wunderblüten erschließt, wird das Auge durch die Blumenpracht einer anderen Pflanze erfreut, die, weil sie um die Pfingstzeit blüht, den Namen „Pfingstrose" trägt. Es ist die Päonie, deren strauchige Art (Paeonia Mouton) aus China stammt und in Gärten gezogen wird, wo sie durch ihre gefüllten Blumen von weißer, rosen- oder purpurroter Farbe einen prächtigen Schmuck bildet. Abgesehen von ihrer entfernten Aehnlichkeit im Aussehen hat die Pfingstrose mit der eigentlichen Rose nichts gemein. Sie gehört vielmehr zu den Hahnenfußgewächsen oder Ranunkulaceen und ist daher verwandt mit dem Hahnenfuß, der Anemone, der Waldrebe (Klematis), dem Rittersporn, dem Eisenhut usw. Aus der Fülle ihrer dreizähligen Blätter blicken die großen Blüten hervor, die einen fünfblätterigen, fast lederartigen Kelch, fünf bis zehn Kronblätter, zahlreiche Staubgefäße und zwei bis fünf Stempel besitzen. Im gefüllten Zustande, wie wir sie als Gartenzierpflanze kennen, sind ihre Kronblätter zahlreich — ebenso wie bei der echten Gartenrose. Hier hat durch die Kultur im Laufe der Vergangenheit eine Umwandlung oder Metamorphose der Staubgefäße in Kronblätter stattgefunden — ein Problem, mit dem kein Geringerer als Goethe sich eingehend und vielfach beschäftigt hat. Uebergänge zwischen Staubgefäßen und Kronblättern zeigt am schönsten noch eine andere „Rose", die weiße Seerose (Nymphaa alba), in der man weiße Kronblätter beobachten kann, die auf einer Seite nicht voll ausgebildet sind, sondern dort einen gelben Staubbeutel tragen. Hier lagen gewissermaßen die Bildungsstoffe der Pflanze, die Kronblätter, und die, die Staubgefäße hervorzubringen vermögen, im Kampf — einem unvollendeten chemischen Prozeß vergleichbar.

Wir kehren zur Pfingstrose zurück. Sie hat noch einen weiteren Namen, der ihre — wenigstens früher anerkannte — medizinische Bedeutung kennzeichnet: Gichtrose. Die Wurzel, und zwar besonders die der Art Paeonia officinalis, enthält narkotisch scharfe, durchs Trocknen sich verlierende Bestandteile, die als Heilmittel gegen Gicht, auch gegen Epilepsie usw. galten. Die Samenkörner ferner sollen beim Zahnen der Kinder gute Dienste leisten und werden hier und da noch heute, auf Fäden gereiht, unter dem Namen Zahnkorallen den Kindern um den Hals gelegt. Noch eine Verwendung der Päonie ist erwähnenswert: die rotblühenden Spielarten enthalten in ihren Kronblättern einen roten Farbstoff und werden daher dem Räucherpulver zur Verschönerung zugesetzt.

Prof. Dr. K. F. J.

Von unseren Bühnenkünstlern.

Eduard von Winterstein.

Selten bin ich einem Künstler begegnet, der so wenig von sich hermacht, der seine Persönlichkeit so sehr in den Hintergrund stellt, so völlig zurücktreten läßt hinter dem Ernst, der Wichtigkeit der Sache, wie Eduard v. Winterstein. „Komödie" kann Winterstein nicht spielen. Seine Freundlichkeit, seine gefällige Umgangsart hat nichts von der selbstbewußten Liebenswürdigkeit des großen Schauspielers. Sie entspringt der Schlichtheit und Bescheidenheit einer gemütvollen Natur, die in ihrer Art mehr einer bürgerlichen als einer künstlerischen Umgebung zu entstammen scheint.

So scheint es; man denkt nicht daran, daß Eduard v. Winterstein zum Künstler „geboren" ist, daß Lust und Liebe zum Bruf ein Erbteil seiner Mutter sind, die eine talentvolle Wiener Schauspielerin gewesen, man denkt nicht daran, daß er schon als Kind für die Bühne bestimmt war und als junger Bursch mit dem Wanderstab in der Hand in die Welt hinauszog, um nach seinem eignen Ausdruck „von der Pike auf zu dienen".

Wie dem jungen Eduard v. Winterstein die Wanderjahre bekommen sind, wie sie ihm im Wechsel der Geschicke und der Forderungen, die sie an seine künstlerischen Fähigkeiten stellten, erzogen und gefestigt haben, das wissen wir, die wir uns an die Zeit erinnern, da Winterstein als Neuling auf den Berliner Boden die Laufbahn im Schillertheater begann. Noch sehe ich ihn als „Brand" vor mir. Es war in der ersten deutschen Aufführung von Henrik Ibsens Werk, veranstaltet vom Schillertheater zu des Dichters siebzigstem Geburtstag. Winterstein spielte mit Begeisterung, und die Wärme seiner Kunst mag wohl nicht nur seiner Aufgabe, sondern auch seiner Partnerin gegolten haben, die die „Frau Agnes" darstellte. Sie hieß Hedwig Pauly und ist seit dreizehn Jahren seine treue Lebensgefährtin. Wie der Künstler mir selbst einmal gestanden, gehört jener „Brand"-Abend zu den schönsten und tiefsten Erinnerungen seines Künstlertums.

Wintersteins Leben ist reich an Merktagen, die wert sind des Gedenkens. Er selbst spricht nicht unaufgefordert von ihnen, aber ihre Zeugen sehe ich in mannigfaltiger Gestalt. Welch ein entzückendes Bild der Agnes Sorma im Rokokokostüm und welch liebenswürdige Unterschrift: „Ihrem Tellheim zur Erinnerung an den gemeinsam errungenen großen Sieg von seiner Minna. 1904."

Man muß Winterstein als Tellheim gesehen haben, man muß ihn als Ferdinand, man muß ihn als Hamlets Freund Horatio kennen, um zu begreifen, welch starke schauspielerische Persönlichkeit er ist, welch männlichste Ausdrucksfähigkeit der Rede und des Spiels ihm eigen. Seine Gestalten im „Nachtfaul", im „Erdgeist" waren von Meisterhand geschaffen und haben auch diejenigen gefesselt, die sonst wenig Gefallen an Maxim Gorkis oder Frank Wedekinds Welten finden.

„Jede Probe ist für mich ein Genuß." Wer freut sich nicht an solchem Ausspruch? „Das Schönste in meinem Beruf ist für mich das Durchdringen, das Entwickeln, das vollständige Durcharbeiten der Rolle nach allen Richtungen. Wenn sie fertiggestellt und die Premiere vorüber, ist der Hauptreiz für mich verloren, und ich habe das Verlangen nach neuen Aufgaben." Mit voller Seele gehört Winterstein seiner Kunst, so wie als Schauspieler auch als Regisseur und Lehrer. Seit zwei Jahren ist er Reinhardts treuer Helfer, nachdem er das Jahr zuvor sein Probestück mit der Inszenierung von Stuckens „Gawan" gezeigt hat. Den letzten Beweis für seine hingebungsvolle Regiekunst hat uns die Inszenierung des Dramas „Astrid" erbracht.

Von dem Regisseur aller Regisseure, von Max Reinhardt, kann Eduard v. Winterstein nicht genug erzählen, und er findet nicht genug Worte der Begeisterung, um mir einen Begriff von dessen Genie zu geben. „Wie dieser Mann es versteht, aus jeder Natur, aus jeder Persönlichkeit alles herauszuholen, was in ihr schlummert, was irgend entwicklungsfähig ist, das können Sie sich nicht denken. Für jede Eigenart hat er das richtige Verständnis, für jede Individualität weiß er den richtigen Weg. Wir lieben ihn alle und gehen für ihn durchs Feuer."

Den Reinhardtbühnen gehört Winterstein mit Freude und Stolz seit ihrem Bestehen an. Vorher war er zwei Jahre am Lessingtheater unter Neumann-Hofer gewesen, vor dieser Zeit am Deutschen Theater unter Otto Brahm. Aber kein Engagement, versichert mir der Künstler, habe ihm die reiche und vielseitige Anregung gegeben, wie er sie von Max Reinhardt empfangen, und für die Zukunft wünsche er sich nichts Besseres, „als daß es immer so bliebe".

E. H.

Blüchererinnerungen auf der Breslauer Jahrhundertausstellung. Eine wertvolle Bereicherung erfuhr in letzter Stunde die kulturhistorische Ausstellung durch die Anmeldung von Erinnerungen der fürstlich-blücherschen Familie. Das Hauptstück der Sammlung ist ein Reisewagen Napoleons, den der Feldmarschall bei Waterloo erbeutete, und in dem der Kaiser bei der Eile der Flucht

Biomalz beim Sturm auf Adrianopel!

Das Schlachtfeld, 12. April 1913.

Ich habe Biomalz einen Tag vor dem Sturm der Festung Adrianopel erhalten und es während der Attacke verzehrt. Die zwei Schlachttage habe ich nur mit Biomalz verbracht ohne Hunger zu spüren.

Kolin Christoph